

TANA FRENCH

TOTEN
GLEICH
KRIMINALROMAN



Tana French

Totengleich

Kriminalroman

Kriminalroman

Aus dem Englischen von Ulrike Wasel
und Klaus Timmermann

⊠ | E-BOOKS

Über dieses Buch

Als die junge Polizistin Cassie Maddox in ein verfallenes Cottage außerhalb von Dublin gerufen wird, schaut sie ins Gesicht des Todes wie in einen Spiegel: Die Ermordete gleicht ihr bis aufs Haar. Wer ist diese Frau? Wer hat sie niedergestochen? Und hätte eigentlich Cassie selbst sterben sollen? Keine Spuren und Hinweise sind zu finden, und bald bleibt nur eine Möglichkeit: Cassie Maddox muss in die Haut der Toten schlüpfen, um den Mörder zu finden. Ein ungeheuerliches Spiel beginnt.

»Ich kannte sie von irgendwoher, hatte das Gesicht schon tausendmal gesehen. Dann trat ich einen Schritt vor, um genauer hinzuschauen, und die ganze Welt verstummte, gefror, während Dunkelheit von allen Seiten herantobte und in der Mitte gleißend weiß nur das Gesicht der jungen Frau blieb, denn das war ich.«

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Tana French stiefgründige, hochspannende Romane um Täter, Opfer und Ermittler aus ihrem Dubliner Universum finden sich regelmäßig auf den internationalen Bestsellerlisten und sind vielfach ausgezeichnet worden. Tana French wuchs in Irland, Italien und Malawi auf, machte eine Schauspielausbildung am Dubliner Trinity College und arbeitete für Theater, Film und Fernsehen. Die Autorin lebt mit ihrer Familie in Dublin.

Tana Frenchs Kriminalromane:

- ›Grabesgrün‹
- ›Totengleich‹
- ›Sterbenskalt‹
- ›Schattenstill‹
- ›Geheimer Ort‹

www.tanafrench.de

Weitere Informationen, auch zu E-Book-Ausgaben, finden Sie bei www.fischerverlage.de

Impressum

Covergestaltung: bridge3, www.bridge3.de

Coverabbildung: Julian Calverley

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
»The Likeness« im Verlag Hodder & Stoughton, London

© Tana French 2008

Für die deutsche Ausgabe:

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main, 2009

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

ISBN 978-3-10-400105-0

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Dieses E-Book enthält möglicherweise Abbildungen. Der Verlag kann die korrekte Darstellung auf den unterschiedlichen E-Book-Readern nicht gewährleisten.

Wir empfehlen Ihnen, bei Bedarf das Format Ihres E-Book-Readers von Hoch- auf Querformat zu ändern. So werden insbesondere Abbildungen im Querformat optimal dargestellt. Anleitungen finden sich i.d.R. auf den Hilfeseiten der Anbieter.

Inhalt

Widmung
.....

Prolog
.....

I
.....

2. Kapitel
.....

3. Kapitel
.....

4. Kapitel
.....

5. Kapitel
.....

6. Kapitel
.....

7. Kapitel
.....

8. Kapitel
.....

9. Kapitel
.....

10. Kapitel
.....

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

Danksagung

Für Anthony, aus unzähligen Gründen

Prolog

Manchmal nachts, wenn ich allein schlafe, träume ich noch immer vom Whitethorn House. Im Traum ist es stets Frühling, kühles, zart dunstiges Spätnachmittagslicht. Ich steige die abgetretenen Steinstufen hoch und klopfe an die Tür – der prächtige Messingklopper ist schwarz angelaufen und so schwer, dass man jedes Mal erschrickt –, und eine alte Frau mit Schürze und einem bauernschlaun, harten Gesicht lässt mich herein. Dann hängt sie den großen, rostigen Schlüssel wieder an ihren Gürtel und geht die Einfahrt hinunter davon, unter den fallenden Kirschblüten hindurch, und ich schließe die Tür hinter ihr.

Das Haus ist immer leer. Die Schlafzimmer sind kahl und hell, nur meine Schritte hallen von den Dielenbrettern, kreiseln durch die Sonne und die Staubkörnchen hinauf bis zur hohen Decke. Es riecht nach wilden Hyazinthen, deren Duft durch die weit offenen Fenster hereinweht, und nach Bienenwachspolitur. Weiße Farbflocken blättern von den Schiebefenstern ab, und eine Efeuranke ragt schwankend über die Fensterbank. Waldtauben, träge irgendwo draußen.

Im Wohnzimmer ist das Klavier aufgeklappt, kastanienfarben schimmerndes Holz, in den Sonnenstreifen

fast blendend hell, leichter Wind, der die vergilbten Notenblätter bewegt wie ein Finger. Der Tisch ist für fünf Personen gedeckt, für uns – die Knochenporzellanteller und die langstieligen Weingläser, frisch geschnittenes Waldgeißblatt quillt aus einer Kristallschale –, aber das Tafelsilber ist matt angelaufen, und die dicken Damastservietten sind wattig vor Staub. Daniels Zigarettenetui liegt an seinem Platz am Kopfende des Tisches, offen und leer bis auf ein abgebranntes Streichholz.

Irgendwo im Haus, schwach wie ein Fingernagelklicken, sind Geräusche: ein Schlurfen, Flüstern. Mir bleibt fast das Herz stehen. Die anderen sind gar nicht fort, irgendwie hab ich das alles nur falsch verstanden. Sie verstecken sich bloß; sie sind noch da, für alle Zeit.

Ich folge den winzigen Geräuschen Zimmer für Zimmer durchs Haus, verharre nach jedem Schritt, um zu lauschen, aber ich bin nie schnell genug: Sie entgleiten stets wie Trugbilder, hinter die nächste Tür oder weiter die Treppe hinauf. Ein spitziges Kichern, augenblicklich gedämpft, das Knarren von Holz. Ich lasse Kleiderschranksüren weit aufschwingen, ich nehme drei Stufen auf einmal, ich wirbele oben um den Treppenpfosten herum und erhasche aus dem Augenwinkel noch eine rasche Bewegung: der fleckige alte Spiegel am Ende des Korridors, mein Gesicht darin, lachend.

I

Dies ist Lexie Madisons Geschichte, nicht meine. Ich würde Ihnen gern die eine erzählen, ohne in die andere hineinzugeraten, aber das funktioniert nicht. Früher dachte ich, ich hätte uns eigenhändig an den Rändern zusammengenäht, den Faden festgezurrst, und ich könnte die Naht jederzeit wieder auftrennen, ganz nach Belieben. Jetzt denke ich, dass sie schon immer tiefer reichte und weiter, dass sie unterirdisch verlief, außer Sichtweite und völlig außerhalb meiner Kontrolle.

Mein Anteil ist jedoch klar: alles, was ich getan habe. Frank macht ausschließlich die anderen verantwortlich, in erster Linie Daniel, wohingegen Sam offenbar meint, es wäre auf seltsam spiegelverzernte Weise Lexies Schuld. Wenn ich sage, dass es nicht so war, werfen sie mir einen Seitenblick zu und wechseln das Thema – ich habe allmählich das Gefühl, dass Frank denkt, ich hätte irgendeine schleichende Variante des Stockholm-Syndroms. So etwas kommt bei verdeckten Ermittlern tatsächlich vor, aber in diesem Fall nicht. Ich will niemanden schützen, es ist niemand mehr da, der geschützt werden könnte. Lexie und die anderen werden nie erfahren, dass man ihnen die Schuld gibt, und wenn, wäre es ihnen egal. Aber unterschätzen Sie mich nicht. Mag sein, dass jemand

anderer die Karten ausgeteilt hat, aber ich habe sie vom Tisch genommen, ich habe jede Karte gespielt, und ich hatte meine Gründe. Über Alexandra Madison müssen Sie vor allem eines wissen: Sie hat nie existiert. Frank Mackey und ich haben sie erfunden, vor langer Zeit, an einem strahlenden Sommernachmittag in seinem staubigen Büro auf der Harcourt Street. Er wollte Leute in einen Drogenring am University College Dublin, dem UCD, einschleusen. Ich wollte den Job, vielleicht mehr, als ich je irgendetwas im Leben gewollt hatte.

Er war eine Legende: Frank Mackey, noch nicht mal vierzig und bereits Leiter von verdeckten Operationen. Der beste Undercovercop, den Irland je hatte, hieß es, verwegen und furchtlos, ein Seiltänzer ohne Netz, niemals. Er schlenderte in IRA-Zellen und Verbrecherbanden hinein wie in seine Stammkneipe. Man hatte mir die Geschichte erzählt: Als »die Schlange« – ein Berufsgangster und Oberirrer, der einmal einen seiner eigenen Leute zum Krüppel geschlagen hatte, weil der ihm kein Bier spendieren wollte – misstrauisch wurde und drohte, ihm die Hand mit einer Nagelpistole zu durchschießen, sah Frank ihm kaltblütig in die Augen und bluffte, bis die Schlange ihm auf den Rücken klopfte und zur Entschuldigung eine nachgemachte Rolex schenkte. Frank trägt sie noch heute.

Ich war eine blutige Anfängerin, hatte die Polizeiakademie Templemore erst vor einem Jahr abgeschlossen. Als Frank ein paar Tage zuvor in einem internen Rundschreiben nach Cops suchte, die studiert hatten und für Anfang zwanzig durchgingen, trug ich eine neongelbe Weste, die mir zu weit

war, und lief Streife in einer Kleinstadt im County Sligo, wo die meisten Einheimischen beängstigend ähnlich aussahen. Ich hätte seinetwegen nervös sein müssen, aber ich war es nicht, nicht im Geringsten. Ich wollte den Job zu sehr, um noch Platz für irgendetwas anderes zu haben.

Seine Bürotür stand auf, er saß auf der Kante seines Schreibtisches, in Jeans und einem verschossenen blauen T-Shirt, und blätterte in meiner Akte. Das Büro war klein und sah unordentlich aus, als würde er es hauptsächlich als Lagerraum nutzen. Der Schreibtisch war leer, nicht einmal ein Familienfoto. Auf den Regalen lagen außer Unterlagen Blues-CDs, Boulevardblätter, ein Poker-Spiel und eine rosa Frauenstrickjacke, an der noch das Etikett hing. Ich beschloss, dass ich den Typ mochte.

»Cassandra Maddox«, sagte er und blickte auf.

»Ja, Sir«, sagte ich. Er war mittelgroß, stämmig, aber fit, mit breiten Schultern und kurz geschnittenem braunen Haar. Ich hatte jemanden Unscheinbaren erwartet, der praktisch unsichtbar wäre, wie der »Krebskandidat« aus *Akte X*, aber dieser Bursche hatte ein raues, offenes Gesicht und eine Präsenz, die ein Hitzeflirren in der Luft zurückließ. Er war nicht mein Typ, aber ich war ziemlich sicher, dass er bei Frauen gut ankam.

»Frank. ›Sir‹ ist was für Schreibtischhengste.« Er sprach klassisch Dubliner Akzent, dezent, aber mit Vorsatz, wie eine Herausforderung. Er rutschte vom Schreibtisch und streckte die Hand aus.

»Cassie«, sagte ich und schüttelte sie.

Er deutete auf einen Stuhl und setzte sich wieder auf die Schreibtischkante. »Hier steht«, sagte er und tippte auf meine Akte, »Sie sind gut unter Druck.«

Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, was er meinte. Als ich noch in der Ausbildung in einem heruntergekommenen Viertel von Cork stationiert war, hatte ich einmal einen schizophrenen Teenager beruhigt, der in Panik geraten war und sich mit dem Rasiermesser seines Großvaters die Kehle durchschneiden wollte. Ich hatte die Geschichte schon fast vergessen. Erst in dem Moment wurde mir klar, dass ich wahrscheinlich deshalb für den Job in die engere Wahl gekommen war.

»Ich hoffe«, sagte ich.

»Sie sind, wie alt – siebenundzwanzig?«

»Sechsundzwanzig.«

Das Licht, das durchs Fenster fiel, schien mir ins Gesicht, und er musterte mich mit einem langen, prüfenden Blick. »Sie könnten für einundzwanzig durchgehen, kein Problem. Hier steht, Sie haben drei Jahre studiert. Wo?«

»Trinity. Psychologie.«

Seine Augenbrauen schnellten hoch, gespielt beeindruckt. »Aha, ein Profi. Warum haben Sie keinen Abschluss gemacht?«

»Ich hab eine bislang unerforschte Allergie gegen angloirische Akzente entwickelt«, erklärte ich.

Das gefiel ihm. »Würden Sie am UCD Ausschlag kriegen?«

»Dann nehme ich meine Antihistamine.«

Frank hüpfte von seinem Schreibtisch und ging zum Fenster, winkte mir, ihm zu folgen. »Okay«, sagte er. »Sehen Sie das Pärchen da unten?«

Ein junger Mann und eine junge Frau kamen plaudernd die Straße hoch. Sie kramte einen Schlüssel hervor und schloss die Tür zu einem tristen Mietshaus auf, in dem sie verschwanden.

»Erzählen Sie mir was über die beiden«, sagte Frank. Er lehnte sich gegen das Fenster, hakte die Daumen in seinen Gürtel und sah mich an.

»Beides Studenten«, sagte ich. »Büchertaschen. Sie waren im Supermarkt einkaufen – die Einkaufstüten von Dunne's. Sie hat mehr Geld als er, ihre Jacke war teuer, aber er hat einen Flicker auf der Jeans, und zwar nicht aus modischen Gründen.«

»Sind sie ein Paar? Befreundet? WG-Mitbewohner?«

»Ein Paar. Sie sind enger nebeneinander hergegangen, als Freunde das tun würden, die Köpfe enger zusammen.«

»Sind sie schon lange zusammen?«

Mir gefiel das, die neue Art, wie mein Verstand funktionierte. »Eine Weile, ja«, sagte ich. Frank zog fragend eine Braue hoch, und einen Moment lang war ich mir nicht sicher, woher ich das wusste, dann machte es klick. »Sie haben sich beim Sprechen nicht angesehen. Frische Pärchen sehen sich ständig an. Ältere müssen sich nicht mehr so oft vergewissern.«

»Wohnen sie zusammen?«

»Nein, sonst hätte er automatisch auch nach seinen Schlüsseln gesucht. Das da ist ihre Wohnung. Sie teilt sie sich

aber mit wenigstens einer Person. Sie haben beide zu einem Fenster hochgeschaut, wollten nachsehen, ob die Vorhänge auf waren.«

»Wie ist ihre Beziehung?«

»Gut. Sie hat ihn zum Lachen gebracht – Männer lachen meistens nicht über die Scherze von Frauen, außer sie sind noch in der verliebten Phase. Er hat beide Einkaufstüten getragen, und sie hat ihm die Tür aufgehalten, bevor sie rein ist: Sie gehen fürsorglich miteinander um.«

Frank nickte. »Sehr gut. Undercoverarbeit ist zur Hälfte Intuition – und ich meine nicht irgendwelchen Hellsehermist. Ich meine, Sachen wahrnehmen und analysieren, ehe du überhaupt merkst, dass du es tust. Der Rest ist Schnelligkeit und Mumm. Wenn du etwas sagen willst oder tun willst, dann tust du es schnell und mit völliger Überzeugungskraft. Wer aus Unsicherheit zögert, ist geliefert, womöglich tot. Sie werden die nächsten ein, zwei Jahre überwiegend keine Kontakte haben. Haben Sie Familie?«

»Tante und Onkel«, sagte ich.

»Freund?«

»Ja.«

»Sie werden sie kontaktieren können, aber nicht umgekehrt. Meinen Sie, die kommen damit klar?«

»Das werden sie müssen«, sagte ich.

Er lehnte noch immer lässig am Fensterrahmen, aber ich bemerkte ein stechendes blaues Funkeln: Er beobachtete mich genau. »Hier geht's nicht gerade um ein kolumbianisches

Kartell, und Sie werden hauptsächlich mit den untersten Chargen zu tun haben – jedenfalls am Anfang, aber Sie müssen sich darüber klar sein, dass der Job gefährlich ist. Die eine Hälfte dieser Leute ist die meiste Zeit zugeknallt, und die andere Hälfte nimmt ihr Geschäft sehr ernst, was bedeutet, dass keiner von denen ein Problem damit hätte, Sie zu töten. Macht Sie das nervös?»

»Nein«, sagte ich, und das meinte ich auch so. »Überhaupt nicht.«

»Wunderbar«, sagte Frank. »Holen wir uns Kaffee und fangen wir an.«

Ich brauchte eine Sekunde, um zu begreifen, dass das alles war: Ich war dabei. Ich hatte ein dreistündiges Einstellungsgespräch und einen Haufen bizarrer Tests mit Tintenklecksen und Fragen über meine Mutter erwartet, aber so arbeitet Frank nicht. Ich weiß bis heute nicht, wann genau er die Entscheidung getroffen hat. Lange Zeit habe ich auf den passenden Moment gewartet, um ihn danach zu fragen. Jetzt bin ich nicht mehr sicher, ob ich überhaupt wissen will, was er in mir gesehen hat, was ihm verraten hat, dass ich dafür geeignet war.

Wir holten uns angebrannt schmeckenden Kaffee und eine Packung Schokokekse aus der Kantine und verbrachten den Rest des Tages damit, Alexandra Madison zu erfinden. Ich dachte mir den Namen aus – »So behalten Sie ihn besser«, sagte Frank. Madison, weil er ähnlich klingt wie mein eigener Nachname, so dass ich mich umdrehen würde, wenn ich ihn

hörte, und Lexie, weil meine Phantasieschwester so hieß, als ich klein war. Frank nahm ein großes Blatt Papier und entwarf ihren Lebenslauf für mich. »Sie wurden am ersten März 1979 im Holles Street Hospital geboren. Vater, Sean Madison, im diplomatischen Dienst, stationiert in Kanada – so können wir Sie rasch abziehen, falls nötig: ein Notfall in der Familie, und weg sind Sie. Außerdem bedeutet das, dass Sie in Ihrer Kindheit viel durch die Weltgeschichte gereist sind, als Erklärung dafür, warum keiner Sie kennt.« Irland ist klein; die Freundin von irgendeinem Cousin von egal wem ist unweigerlich mit einem zur Schule gegangen. »Wir könnten eine Ausländerin aus Ihnen machen, aber dann müssten Sie sich mit einem Akzent rumschlagen, und das will ich nicht. Mutter, Caroline Kelly Madison. Ist sie berufstätig?«

»Krankenschwester.«

»Vorsicht. Denken Sie schneller, achten Sie auf mögliche Konsequenzen. Krankenschwestern brauchen in jedem Land eine neue Zulassung. Sie hat in dem Beruf gearbeitet, aber aufgehört, als Sie sieben waren und Ihre Familie Irland verlassen hat. Möchten Sie Geschwister?«

»Klar, warum nicht?«, sagte ich. »Ich hab einen Bruder.« Das Ganze hatte etwas Berauschendes an sich. Ich hätte die ganze Zeit lachen können, vor lauter verschwenderischer, schwindelerregender Freiheit: Angehörige und Länder und Möglichkeiten breiteten sich vor mir aus, und ich konnte mir aussuchen, was ich wollte, ich konnte in einem Palast in Bhutan mit siebzehn Geschwistern und eigenem Chauffeur

aufgewachsen sein, wenn mir danach war. Ich stopfte mir noch einen Keks in den Mund, damit Frank mich nicht lächeln sah und womöglich dachte, ich würde die Sache nicht ernst nehmen.

»Ganz wie Sie wollen. Er ist sechs Jahre jünger, also ist er in Kanada bei Ihren Eltern. Wie heißt er?«

»Stephen.« Mein imaginärer Bruder. Ich hatte eine lebhaft Phantasie als Kind.

»Verstehen Sie sich mit ihm? Wie ist er? Schneller«, sagte Frank, als ich Atem holte.

»Er ist ein kleiner Klugscheißer. Fußballverrückt. Hat dauernd Krach mit unseren Eltern, weil er fünfzehn ist, aber er spricht noch mit mir ... «

Die Sonne fiel schräg über das verschrammte Holz der Schreibtischplatte. Frank roch sauber, nach Seife und Leder. Er war ein guter Lehrer, ein wunderbarer Lehrer. Sein schwarzer Kuli kritzelte Daten und Orte und Ereignisse nieder, und Lexie Madison entwickelte sich aus dem Nichts wie ein Polaroid, sie löste sich von dem Blatt Papier und schwebte in der Luft wie Weihrauch, eine junge Frau mit meinem Gesicht und einem Leben aus einem halbvergessenen Traum. Wann hatten Sie Ihren ersten Freund? Wo haben Sie da gewohnt? Wie hieß er? Wer hat mit wem Schluss gemacht? Warum? Frank holte einen Aschenbecher, schnippte für mich eine Player's aus seiner Packung. Als die Sonnenstrahlen vom Schreibtisch glitten und der Himmel draußen vor dem Fenster langsam trüb wurde, drehte er sich mit seinem Stuhl herum, nahm eine Flasche

Whiskey aus einem Regal und goss uns einen Schuss in den Kaffee. »Haben wir uns verdient«, sagte er. »Cheers.«

Wir machten aus Lexie eine Ruhelose: intelligent und gebildet, ihr Leben lang ein braves Mädchen, aber eines, das aufgewachsen war, ohne sich je irgendwo niederzulassen, und es auch nie gelernt hatte. Ein bisschen naiv vielleicht, ein bisschen unbedacht, allzu bereit, einem ohne nachzudenken alles zu verraten, was man wissen wollte. »Sie ist ein Köder«, sagte Frank unverblümt, »und sie muss der richtige Köder sein, damit die Dealer anbeißen. Sie muss so unschuldig wirken, dass sie sie nicht für eine Bedrohung halten, so unbescholten, dass sie ihnen nützen kann, und so rebellisch, dass sie sich nicht fragen, warum sie mitspielen will.«

Es war dunkel, als wir fertig waren. »Gute Arbeit«, sagte Frank, faltete den Lebenslauf zusammen und gab ihn mir. »In zehn Tagen beginnt ein Detective-Lehrgang, zu dem melde ich Sie an. Danach kommen Sie wieder her, und ich arbeite eine Weile mit Ihnen. Wenn die Uni im Oktober wieder anfängt, sind Sie immatrikuliert.«

Er angelte eine Lederjacke von der Regalecke, schaltete das Licht aus und schloss die Tür des dunklen, kleinen Büros. Auf dem Weg zur Bushaltestelle war ich wie in Trance, eingehüllt in Magie, ich trieb inmitten eines Geheimnisses und einer funkelneuen Welt, während der Lebenslauf in der Tasche meiner Uniformjacke leise knisterte. Es ging so schnell, und es kam mir so einfach vor.

Ich werde nicht ausführlich auf die lange, verhedderte Kette von Ereignissen eingehen, die mich von der Undercoverarbeit ins DHG, das Dezernat für häusliche Gewalt, verschlug. Die Kurzversion: Der führende Amphetamin-Süchtige am UCD wurde paranoid und stach mit einem Messer auf mich ein, nach meiner Genesung hatte ich als im Dienst Verwundete einen Wunsch frei und ging zum Morddezernat, das Morddezernat entpuppte sich als zu große Nervenbelastung, ich stieg aus. Ich hatte seit Jahren nicht mehr an Lexie und ihr kurzes, schattenhaftes Leben gedacht. Ich bin nicht der Typ, der ständig über die Schulter nach hinten blickt, zumindest bemühe ich mich nach Kräften. Vorbei ist vorbei, sich etwas anderes vorzumachen ist Zeitverschwendung. Aber jetzt denke ich, ich habe immer gewusst, dass Lexie Madison Konsequenzen haben würde. Man kann nicht eine ganze Person erfinden, einen Menschen mit einem ersten Kuss und mit Humor und einem Lieblingssandwich, und dann erwarten, dass diese Person sich auflöst und wieder zu den Notizen und dem Kaffee mit einem Schuss Whiskey wird, wenn sie ausgedient hat. Ich glaube, ich habe immer gewusst, dass Lexie wiederkommen und nach mir suchen würde, eines Tages.

Sie brauchte vier Jahre. Sie suchte sich den Augenblick mit Bedacht aus. Sie trat an einem frühen Morgen im April wieder in mein Leben, einige Monate nach meinem Abschied vom Morddezernat, als ich gerade auf dem Schießstand war.

Unser Schießstand liegt unterirdisch mitten in der Stadt, tief unter dem Dubliner Straßenverkehr und einer dicken Schicht

Smog. Ich hätte nicht dort sein müssen – ich war immer eine gute Schützin, und bis zu meinem nächsten Befähigungstest waren es noch Monate –, aber in letzter Zeit war ich morgens immer zu früh wach, um schon zur Arbeit zu gehen, und viel zu ruhelos für irgendetwas anderes, und ich hatte festgestellt, dass Zielschießen das Einzige war, was gegen die Nervosität wirkte. Ich ließ mir viel Zeit beim Aufsetzen der Ohrenschützer und beim Überprüfen meiner Pistole, wartete, bis alle anderen sich auf ihre eigenen Ziele konzentrierten, damit keiner sah, dass ich bei den ersten Schüssen schlotterte wie eine unter Strom gesetzte Zeichentrickfigur. Nervenbündel entwickeln besondere Strategien, unauffällige Tricks, damit niemand etwas merkt. Wer schnell lernt, schafft es schon bald, den ganzen Tag hindurch fast wie ein normaler Mensch zu wirken.

Ich war vorher nie so gewesen. Ich dachte immer, ein schwaches Nervenkostüm hätten nur Jane-Austen-Figuren und Mädchen mit Heliumstimmen, die ihre Drinks nie selbst bezahlen. In einer Krisensituation zittrig zu werden war für mich ebenso abwegig, wie mit einem Riechsalzfläschchen durch die Gegend zu laufen. Von dem Drogenboss der UCD niedergestochen zu werden hatte mich nicht aus der Bahn geworfen. Der Polizeipsychologe versuchte wochenlang, mich davon zu überzeugen, dass ich schwer traumatisiert war, bis er schließlich aufgeben und eingestehen musste, dass es mir gutging (mit leichtem Bedauern; er hat nicht oft Gelegenheit, mit niedergestochenen Cops herumzuexperimentieren, ich glaube, er hatte gehofft, bei mir irgendeinen ausgefallenen

Komplex feststellen zu können), und mich wieder zur Arbeit gehen ließ.

Der Fall, der mich dann umhaute, war peinlicherweise kein spektakulärer Massenmord oder eine schlecht ausgegangene Geiselnahme oder ein netter, stiller Typ mit menschlichen Organen in Tupperdosen. Mein letzter Fall im Morddezernat war so simpel, nicht viel anders als Dutzende andere auch, nichts, was uns hätte vorwarnen können: Bloß ein kleines Mädchen, das an einem Sommermorgen tot aufgefunden wurde, und mein Partner und ich alberten im Büro herum, als die Meldung kam. Von außen betrachtet, lief es sogar gut. Offiziell lösten wir den Fall in knapp einem Monat, die Gesellschaft wurde von einem Übeltäter befreit, in den Medien und der Jahresstatistik nahm sich alles prächtig aus. Es gab keine dramatischen Verfolgungsjagden, keine Schießereien, nichts dergleichen. Ich war diejenige, die es noch am schlimmsten erwischt hatte, zumindest physisch, und ich war mit ein paar Kratzern im Gesicht davongekommen. Es waren nicht mal Narben zurückgeblieben. Ein richtiges Happy End, allenthalben.

Unter der Oberfläche jedoch – SOKO »Vestalin« oder Knocknaree-Fall: Wer einen vom Morddezernat darauf anspricht, selbst jetzt noch, selbst einen von den Jungs, die nicht die ganze Geschichte kennen, erntet sofort diesen Blick, Hände und Augenbrauen gehen vielsagend hoch, während der Angesprochene sich von dem Desaster und dem Kollateralschaden distanziert. In jeder entscheidenden Hinsicht

haben wir verloren, und zwar absolut. Manche Leute sind kleine Tschernobyls, in ihnen glimmert ein lautloses, unaufhaltsames Gift: Komm ihnen zu nahe, und jeder Atemzug zerstört dich mehr und mehr. Einige Fälle – da können Sie jeden Cop fragen – sind heimtückisch und unheilbar, verschlingen alles, was mit ihnen in Berührung kommt.

Ich zeigte danach eine ganze Palette von Symptomen, bei denen der Psychologe in seinen kleinen Ledersandalen begeistert auf- und abgehüpft wäre, doch Gott sei Dank kam keiner auf die Idee, mich wegen ein paar Kratzern im Gesicht zur Therapie zu schicken. Es waren Traumasymptome wie aus dem Lehrbuch – zittern, nichts essen können, zu Tode erschrecken, wenn es an der Tür schellte oder das Telefon klingelte –, mit ein paar individuellen Beilagen. Meine Koordination schlug Kapriolen. Zum ersten Mal im Leben stolperte ich dauernd über meine eigenen Füße, lief gegen Türrahmen, stieß mir den Kopf an Schränken. Und ich hörte auf zu träumen. Früher hatte ich immer in großartigen, wilden Bilderfluten geträumt, Feuersäulen, die über dunkle Berge hinwegwirbelten, Kletterpflanzen, die massiven Backstein durchbrachen, Hirsche, die von Lichtbändern umhüllt in langen Sätzen den Strand von Sandymount entlangliefen; jetzt fiel ich in einen dumpfen, schwarzen Schlaf, der mich wie ein Hammer traf, kaum dass mein Kopf das Kissen berührte. Sam – mein Freund, obwohl mich dieser Gedanke mitunter noch immer verblüffte – sagte, ich solle mich gedulden, das würde sich irgendwann geben. Als ich erwiderte, ich hätte da meine

die Tür schloss.

Danach hoffte ich, dass ich von Lexie träumen würde, nur ab und zu mal. In der Erinnerung der anderen verblasst sie von Tag zu Tag mehr. Bald wird sie endgültig verschwunden sein, sie wird nur noch Glockenblumen und ein Weißdornbusch sein, in einem verfallenen Cottage, in das sich niemand verirrt. Ich fand, dass ich ihr meine Träume schuldig war. Aber sie kam nie. Was immer sie auch von mir wollte, ich hatte es ihr wohl gegeben, irgendwo unterwegs. Das Einzige, wovon ich träume, ist das Haus, leer, offen für Sonne, Staub und Efeu; Schlurfen und Flüstern, immer gerade um die nächste Ecke, und eine von uns, sie oder ich, im Spiegel, lachend.

Eines hoffe ich: dass sie nie stehen geblieben ist. Ich hoffe, als ihr Körper nicht mehr weiterlaufen konnte, hat sie ihn zurückgelassen, wie alles andere, was je versucht hat, sie festzuhalten, ich hoffe, dass sie das Pedal bis zum Anschlag durchgetreten hat und wie der Wind davongefegt ist, durch die Nacht die Highways hinunter, beide Hände vom Lenkrad gehoben und den Kopf im Nacken, dass sie hinauf in den Himmel geschrien hat wie ein Luchs, weiße Linien und grüne Lichter, die in die Dunkelheit hinein davonjagen, ihre Reifen nur Millimeter über dem Boden und das Gefühl von Freiheit, das ihr den Rücken hochzischt. Ich hoffe, jede Sekunde, die sie hätte haben können, ist wie ein Sturmwind durch das Cottage gerauscht: Schleifen und salzige Gischt, ein Ehering und Chads Mutter, die vor Rührung weint, Sonnenfältchen und

Galoppaden durch wildes rotes Buschwerk, der erste Zahn eines Babys und seine Schulterblätter wie winzige Flügel in Amsterdam Toronto Dubai; Weißdornblüten, die durch Sommerluft wirbeln, Daniels Haar, das grau wird unter hohen Decken und Kerzenflammen, und die zauberhaften Klänge von Abbys Gesang. Die Zeit tut so viel für uns, hat Daniel einmal zu mir gesagt. Ich hoffe, diese letzten paar Minuten haben alles für sie getan. Ich hoffe, in jener halben Stunde hat sie all ihre unzähligen Leben gelebt.

Danksagung

Von mal zu mal schulde ich mehr Menschen ein riesiges Dankeschön: dem wunderbaren Darley Anderson und allen in der Agentur, vor allem Zoë, Emma, Lucie und Maddie; drei unglaublichen Lektorinnen, Ciara Considine bei Hachette Books Ireland, Sue Fletcher bei Hodder & Stoughton und Kendra Harpster bei Viking Penguin, dafür, dass sie dieses Buch um ein Vielfaches verbessert haben; Breda Purdue, Ruth Shern, Ciara Doorley, Peter McNulty und allen bei Hodder Headline Ireland; Swati Gamble, Tara Gladden, Emma Knight und allen bei Hodder & Stoughton; Clare Ferraro, Ben Petrone, Kate Lloyd und allen bei Viking; Jennie Cotter bei Plunkett Communications; Rachel Burd für das messerscharfe Lektorat; David Walsh für die Beantwortung einer bunten Palette von Fragen zur Arbeitsweise der Polizei; Jody Burgess für Auskünfte über Australien, Korrekturen und Ideen, und natürlich auch Tim Tams; Fearghas Ó Cochláin für medizinische Auskünfte; meinem Bruder Alex French für technischen und sonstigen Beistand; Oonagh Montague dafür, dass sie einfach toll ist; Ann-Marie Hardman für ihren akademischen Input; David Ryan für seinen absolut akademischen Input; Helena Burling; allen von der PurpleHeart Theatre Company; BB für die neuerliche Hilfe

bei der Überbrückung der Kluft zwischen den Kulturen; und natürlich meinen Eltern David French und Elena Hvostoff-Lombardi für ihren lebenslangen Beistand und ihr Vertrauen.

Wenn die Geschichte es verlangte, habe ich mir gewisse Freiheiten erlaubt (in Irland gibt es zum Beispiel kein Morddezernat). Für alle eventuellen Fehler bin allein ich verantwortlich.